

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

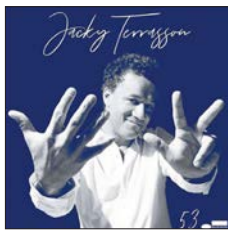
Ahmad Jamal: Ballades; Ahmad Jamal (p), James Cammack (b) Jazz Village / PIAS

Dieses Album ist wie geschaffen, um zu staunen. Erst registriert man auf dem schwarzweißen Cover mit dem strahlenden Ahmad Jamal das prominent platzierte Logo des legendären Pariser „Studio Harcourt“, welches derart exklusiv ist, dass ein Porträt-Shooting dort satte 1.995 Euro kostet. Dann stellt man verblüfft fest, dass „Ballades“ das erste Solo-Album des inzwischen 89-jährigen Pianisten ist, der 1958 mit „At The Pershing: But Not For Me“ einen offenbar bis heute sich auszählenden Millionen-Hit hatte.

Zwei der dort vertretenen Stücke – „What’s New“ und „Poinciana“ – waren im Juli 2016 nur ein Beifang unter den zehn Preziosen, die Ahmad Jamal während der Recording Sessions für sein Trio-Album „Marseille“ allein am Steinway eigentlich nur zum eigenen Vergnügen spielte. Wobei sich sein langjähriger Bassist James Cammack fast unmerklich dreimal grandios ins duftige Geschehen einwob. Dass der Produzent Seydou Barry damals die Bandmaschine mitlaufen ließ, muss man als Glücksfall bezeichnen.

Denn es ist unfassbar, wie dynamisch, harmonisch vertrackt und rhythmisch raffiniert, ja geradezu jugendlich frisch der weithin unterschätzte und doch für die Entwicklung des Jazz so wichtige Tastenkünstler hier delikate Miniaturen in subtil schillernder Farbpracht zeichnet. Lauter sprechende Titel wie „Land Of Dreams“ oder „So Rare“, an denen man sich ebenso wenig wie an dem von Jamal mindestens ein Dutzend mal aufgenommenen „Poinciana“ kaum satt hören kann. Weil man in dem leichthändig-eleganten Zauber immer wieder neue Details entdeckt, die einen staunen lassen. Ob der intimen Intensität dieser zehn „Ballades“ schwebt man in Glücksgefilen und hat beim finalen „Emily“ endgültig feuchte Augen vor Begeisterung.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jackie Terrasson: 53; Jackie Terrasson (p), Thomas Bramerie, Sylvain Romano (b), Ali Jackson (dr), Stéphane Menut, Philippe Gaillot (voc) u. a. Blue Note / Universal

Bis auf eine kurze Interpretation von „Lacrimosa“ aus Mozarts Requiem stammen sämtliche Stücke auf „53“ von Jackie Terrasson. Mit dem Albumtitel verweist der amerikanisch-französische Pianist auf sein Alter. Offenbar war sein Geburtstag der Anlass, seine kreativen Möglichkeiten neu auszuloten.

Bislang beschäftigte sich Terrasson auf zahlreichen Platten seiner fast 30-jährigen Karriere ausgiebig mit stimmiger Auslegung von Broadway-Hits und Jazz-Standards, die er geschickt mit Eigenkompositionen verband. Außerdem profilierte er sich als sensibler musikalischer Begleiter von Vokal-Diven wie Diana Reeves und Dee Dee Bridgewater. Doch sein aktuelles, äußerst kurzweiliges Album folgt einem anderen Konzept. Allein schon durch die Strategie, seine 15 Originals mit unterschiedlich besetzten Rhythmus-Teams zu repräsentieren, klingt jedes Stück anders.

Das beginnt mit „The Call“, in dem mit vielschichtigen harmonischen Variationen und raffinierten rhythmischen Verschiebungen an Ahmad Jamal erinnert wird, den Meister des musikalischen Understatements. Ganz anders das mit vitalem New-Orleans-Groove angeheizte „Mirror-Jump“, das urplötzlich in eine kurze Balladenstimmung wechselt, bis sich daraus ein swingender Improvisationspart entwickelt. Terrassons Faible für Filme wird in dem Stück „Alma“ angedeutet, und „La Part Des Anges“ ist eine Hommage an den französischen Komponisten Michel Legrand. Luftiger Latin-Jazz dominiert in „My Lys“, und in dem von einer wuchtig daherstolzierenden Basslinie unterlegten „Blues en femmes majeures“ erweist sich Jack Terrasson als Blues-Sympathisant par excellence.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Lorenzo Feliciati, Michele Rabbia: Antikythera; Lorenzo Feliciati (b, key, g u. a.), Michele Rabbia (dr, electr), Andy Sheppard (sax), Rita Marcotulli (p) u. a.; RareNoise / Cargo

Nur selten erlebt man derart grandios wie hier, dass einen ein vermeintlich simpler Plattentitel in völlig andere Sphären führt und das eigene Weltwissen radikal erweitert. Stieß der Bassist Lorenzo Feliciati – zugegebenermaßen erst während der Postproduktion seiner mit dem Drummer Michele Rabbia in zwei Jahren entwickelten Soundscapes – doch auf den „Mechanismus von Antikythera“ (siehe unbedingt Wikipedia und www.antikythera-mechanism.gr – Sie werden staunen!). Sehr verkürzt gesagt, ein über 2000 Jahre altes Wunderwerk raffiniert ineinandergreifender Zahnräder zur komplexen Anzeige von Sonnen- und Mondständen sowie diverser Kalendarien bis hin zur Kallippus-Periode.

Diese geniale Konstruktion erwies sich dem Klangtüftler als perfektes Sinnbild für seine Kollaboration mit dem Jazz-Drummer, deren spannungsreiche Interaktionen sich mit kurzen Beiträgen solcher Granden wie dem irrlichternden Trompeter Cuong Vu, dem Saxophonisten Andy Sheppard oder der fabelhaften Rita Marcotulli am (auch präparierten) Flügel stimmungsvoll verzahnen (sic!).

Als organisches Ergebnis ausgefeilter Studio-Basteleien erlebt man mit „Antikythera“ eine intensive Klangreise, die Feliciati zu Recht als psychedelisch bezeichnet. Mit melodischem Tastenzauber, hier von Alexander Gwis, beim Opener „Irregular Orbit“, der im Vergleich zu folgenden Sphärenklängen recht erdverbunden wirkt. Zu Rabbias prickelnden Rhythmen, die Raum und Zeit meist subtil zusammenhalten, blubbert der Bass wie langsam erkaltende Lava – was bei „Prochronistic“ an Pink Floyd erinnert – samt feiner Electronic-Sounds, die das hypnotische Vergnügen übergänzen. Man schwebt in trance nel settimo cielo – maestoso!

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

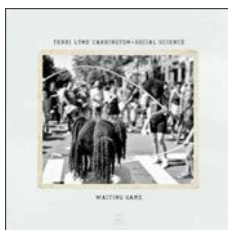
Michel Petrucciani: Colors; Michel Petrucciani (p), Dave Holland (b), Steve Gadd, Tony Williams (dr) u. a.
BMG / Warner (2 CDs od. 2 LP)

In Frankreich schon im Januar 2019 zu Michel Petruccianis 20. Todestag erschienen, kommt diese Kompilation bei uns erst jetzt – in gelungenerem Design und mit englischsprachigem Booklet, aber editorischen Mängeln (fehlerhafte Line-up-Angaben, Verzicht auf Nennung der Original-CDs). Das Doppelalbum enthält 18 (als Vinyl: 15) Stücke – teils live – aus den Jahren 1994 bis 1997, seiner Zeit beim französischen Label Dreyfus, und konzentriert sich ganz auf den Komponisten Petrucciani. Der liebte Standards und stellte immer wieder sein Talent als einer ihrer großen Interpreten unter Beweis, doch auch seine Originals können sich sehen lassen, nicht allein an Zahl (140 Titel), sondern auch dank starker Melodien.

Der Titel „Colors“ könnte kaum treffender gewählt sein. Der Pianist selbst berichtete gern von seiner synästhetischen Wahrnehmung, sein Spiel orientierte sich weitgehend an Klangfarben. Zu hören ist dies bei den Solostücken (z.B. „Looking Up“, „Love Letter“, „Trilogy in Blois“) ebenso eindrucksvoll wie bei den Ensembleaufnahmen.

Das Titelstück etwa präsentiert ein Sextett mit drei Bläsern, Klavier und dem Rhythmteam Anthony Jackson/Steve Gadd, dessen Klang so unverwechselbar ist wie sein Groove (phänomenal: „Cantabile“). Dasselbe gilt für Dave Holland/Tony Williams im Klaviertrio plus Streichquartett oder für George Mraz/Roy Haynes im Quartett mit Stéphane Grappelli. Eine ganz spezielle Farbe bietet die Kombination Klavier/Orgel, ob im Duo mit Altmeister Eddy Louis oder wenn Petrucciani per Playback beide Instrumente bedient, wie bei der hübschen kleinen Samba „Montélimar“ (zuvor unveröffentlicht).

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★/★★★★★
Klang
★★★★★/★★★★★

Terri Lyne Carrington + Social Science: Waiting Game; Terri Lyne Carrington (dr, perc, voc), Aaron Parks (p, key), Matthew Stevens (g), Debo Ray (voc) u. a.; Motéma / Pias

Das vielleicht schönste Kompliment ihrer Karriere machte der Schlagzeuger Buddy Rich 1976 seiner Kollegin: „Sie klingt, als würde sie wissen, was sie tut.“ Da war Terri Lyne Carrington gerade mal elf Jahre alt und hatte doch schon für Clark Terry getrommelt. Seither ist das einstige Wunderkind längst zum bewunderten Vorbild für junge Jazzmusikerinnen und zur allseits geachteten Instrumentalistin, Lehrerin und Produzentin gereift. Mit einer klaren politischen Haltung, die sie immer wieder unter dem Diktum „Music is social science“ in ihren hochspannenden Kompositionen zum Ausdruck bringt.

So auch auf „Waiting Game“, dessen musikalischer Subtext vor allem vom Tasten-Ass Aaron Parks und dem Gitarristen Matthew Stevens sowie dem Saxofonisten Morgan Guerin geprägt ist. Inhaltlich geht es um nicht nur für schwarze Amerikaner so eminent wichtige Themen wie Massenverhaftungen („Trapped In The American Dream“), Polizei-Brutalität („Bells (Ring Loudly)“), Homophobie („Pray The Gay Away“) oder Gender-Gerechtigkeit („The Anthem“), die von diversen Rappern und Spoken-Word-Artists eindrucksvoll verbalisiert werden. Was in toto zu packenden Soundscapes führt, die Rap, R&B und Hip-Hop mit Jazzelementen zu facettenreichem Modern-Fusion-Jazz verbinden, in dem Terri Lyne Carrington kaum einmal auffällt. Dass man bei den elf Tracks dennoch an Buddy Rich denkt, spricht freilich für die 54-jährige Bandleaderin und ihr intellektuell wie emotional anregendes „Waiting Game“.

Interessanterweise liefert sie auf einer zweiten Scheibe mit der vierteiligen Improvisations-Suite „Dreams And Desperate Measures“ ein delikates-kammermusikalisches Klanggemälde, das ihre Melodiker als hier feinfühliges Filigran-Artisten von spektakulär ande-

rer Seite zeigt. Nun getragen von Terri Lyne Carringtons subtil-pointiertem Drumming mit oft nur vibrierendem Cymbal-Rascheln, entwickeln sich organisch-schwebende Gespinste, die Esperanza Spalding mit sonor-pulsenden Basslinien eindringlich akzentuiert.

Dass sich in die in offenen Strukturen atmenden, meist raffiniert gebrochen aufscheinenden Melodien vier Streicher zart einweben und auch Flöten (Wendy Rolfe) sowie Klarinetten (Matthew Stubbs) immer wieder feine Glanzlichter setzen, legt dem traumhaft mäandrierenden Flow weitere wunderbare Farben auf. Ein detailreiches Hörabenteuer, in dem der Gitarrist Matthew Stevens mit eigenwillig geformten Riffs ebenso für staunende Begeisterung sorgt wie der sorgsam tastende Pianist Aaron Parks, der auch im Saiten-Kasten für flirrende Zutaten sorgt und treibendere Momente gar am Rhodes beflügelt. Während die Bläser zwischen zartem Jubel und nuancierter Ekstase diskret sämtliche Möglichkeiten ihrer Instrumente nutzen.

Wüsste man es nicht besser, man würde kaum glauben, dass „Waiting Game“ und „Dreams And Desperate Measures“ von den gleichen Musikern stammen. Noch überzeugender als mit diesem sehr gegensätzlichen Doppel-Album hätte Terri Lyne Carrington kaum demonstrieren können, dass sie nicht nur eine fabelhafte Schlagzeugerin, sondern auch eine ungemein vielseitige Komponistin ist – eine Ehrfurcht gebietende Leistung.

Sven Thielmann



Foto: Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Charles Lloyd Quartet: Montreux Jazz Festival 1967; Charles Lloyd (ts, fl), Keith Jarrett (p), Ron McClure (b), Jack DeJohnette (dr); TCB / In-Akustik (2 CDs)

Im Frühjahr 1966 präsentierte der Tensaxofonist Charles Lloyd bei der Plattenfirma Atlantic eine Gruppe, die sich von bisher gewohnten Klangbildern verabschiedete. Durch die Kommunikation mit den Protagonisten seines Quartetts, dem von dem Pianisten Keith Jarrett entfachten Zustrom faszinierender Motivketten sowie Jack DeJohnettes subtilen Beats und den komplexen, von Cecil McBee kreierte Bass-Strukturen (dessen Job übernahm später Ron McClure) ging das Konzept des Leaders auf. Während der Europa-Tournee im Sommer des gleichen Jahres wuchs das Quartett noch stärker zusammen. Zurück in den USA versetzte die Formation im Herbst die Besucher des Monterey Jazz Festivals in einen Begeisterungstau. Das dort aufgezeichnete „Forest Flower“-Album erzielte mit Pop-Umsätzen vergleichbare Verkaufszahlen.

Von ähnlicher Magie ist auch der jetzt auf einer Doppel-CD veröffentlichte Auftritt des Charles Lloyd Quartet beim „Montreux Jazz Festival 1967“. Natürlich präsentiert der Saxofonist dort seine Erfolgskomposition „Forest Flower“, aber auch „Days And Nights Waiting“ des charismatischen, am Anfang seiner Karriere stehenden Pianisten. Wie Jarrett die dramatischen Querflöten-Exkursionen des Leaders in „Lady Gabor“ mit furiosen Motivkaskaden beantwortet und sie mit freien Assoziationen dynamisiert, ist überragend. Das rund halbstündige „Sweet Georgia Bright“ gerät abschließend zu einem Bass- und Schlagzeug-Feature. In dem Thema „Love Ship“ erklingen einmal mehr Lloyds hymnische Saxofon-Diskurse. Im Booklet bringt es Jack DeJohnette mit dem Statement „Wir waren alle jung, voller Ego und spielten mitunter großartige Musik“ auf den Punkt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Trio Viret: Ivresse; Jean-Philippe Viret (b), Édouard Ferlet (p), Fabrice Moreau (dr); Mélisse

Im September 2019 wurde Jean-Philippe Viret, wie J.F. Jenny-Clarke ein Schüler des legendären Jacques Cazauran, 60 Jahre alt. 40 Jahre ist er nun mit seinem Kontrabass unterwegs, darunter fielen acht Jahre mit Stéphane Grappelli, dem nicht nur Virets souveränes Bassspiel gefiel, sondern auch, dass er „good-looking“ war. Dazwischen lag auch eine Sturm- und Drangphase mit dem Orchestre de Contrebasses.

„Ivresse“ heißt sein zehntes Album als nicht-autoritärer Bandleader, das zu Hause quasi gleich um die Ecke vor einem Freundes- und Familienkreis entstand. Im Bill Evans Trio bewunderte Viret, der in Saint-Quentin 1959 geboren wurde, Evans' unaufhörlichen Dialog mit seinem Bassisten Scott LaFaro. Wie Viret mit seinem Partner, dem Pianisten Édouard Ferlet, kommuniziert, hat seit jeher etwas Telepathisches. Seine verführerische Komposition „Dérives“ wurde ein Hit im Pariser Jazzradio. Unlängst präsentierte er mit „Les Idées Heureuses“ ein erstaunliches Album im Streichquartett als Hommage an Couperin. Nun also „Ivresse“, die Trunkenheit ohne sich zu verlieren. Nur 2008 fand mal ein Wechsel beim Schlagzeug statt, als Fabrice Moreau für Antoine Banville hinzu kam, von Moreau stammt das melancholische „Pessoa“.

Großzügig steuert jeder im Trio wohlüberlegte Ideen bei, die sie spontan zu dritt zirkulieren lassen. Allein das überschäumende, sehr französische „Saint Awawa“ ist das Live-Album aus Montreuil schon wert. Impressionismen Virets finden sich in „Entre deux rêves“, das fern an „Armando's Rhumba“ von Chick Corea erinnert. „Ivresse“ zeigt das Viret Trio auf dem Gipfel ihres Könnens, nicht allein ein musikalischer, sondern auch ein menschlicher Triumph.

Karl Lippegauß



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Carmen Souza: The Silver Messengers; Carmen Souza (voc, g), Ben Burrell (p), Theo Pascal (b), Elias Kacomanolis (dr) u. a.; Galileo

Die Idee ist zweifellos bestechend: In England lebende Jazz- und World-Singer/-Songwriterin aus Portugal mit kapverdischen Wurzeln nimmt sich das Werk eines Jazzkomponisten vor, dessen Vater ebenfalls von den Kapverden kam – Carmen Souza interpretiert Horace Silver. Damit setzt sie sich einem Vergleich mit Vocal-Jazzdiva Dee Dee Bridgewater aus, die 1994 das Silver-Tributalbum „Love And Peace“ (Verve) herausbrachte. Die Amerikanerin näherte sich den Vorlagen mit hochkarätigem Straight-ahead-Jazz und einem Cameo-Auftritt des Meisters persönlich.

Carmen Souza dagegen sieht das Silver-Repertoire aus der Perspektive kapverdischer Musikstile und afrolusitanischer Rhythmen. Silver selbst, in den 1950er-Jahren als Vater des gospelig-souligen Hard Bop zu Erfolg und Ehren gelangt, hatte sich, vom Siegeszug der Bossa Nova beeindruckt, mit „Song For My Father“ (1964) oder „Cape Verdean Blues“ (1966) bereits auf die Musik des Vaters besonnen und federnde afrolusitanische Rhythmen in den Jazz eingeführt.

Carmen Souza mischt seit Beginn ihrer Karriere traditionelle Stile Portugals und der Kapverden mit Jazzelementen, textet überdies gern in Kreol. Die eine oder andere Silver-Nummer fand sich schon auf früheren Alben. Zusammen mit ihrem Entdecker und langjährigen Bassisten Theo Pascal hat sie diese jetzt überarbeitet, ein halbes Dutzend neue sowie zwei Originals hinzugefügt. Im locker groovenden Quartett bringt sie Silvers Musik in einen unbeschwert-sympathischen, oft tanzbaren Sound voller Afro- und Latin-Bezüge. An ihrem Gesang freilich, an ihren koketten Kieksern und mädchenhaften Manierismen dürfen sich die Geister scheiden.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

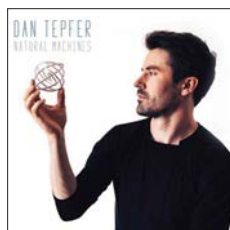
Kenny Barron & Mulgrew Miller:
The Art Of Piano Duo – Live; Kenny Barron, Mulgrew Miller (p)
Sunnyside / GoodToGo (3 CDs)

Fans der schwarzweißen Tasten dürfte die in „The Art Of Piano Duo – Live“ dokumentierte Begegnung von Kenny Barron mit Mulgrew Miller ein erstklassiges Hörvergnügen bereiten. Dabei handelt es sich um Mitschnitte von Konzerten in Europa, die 2005 in Marciac, Frankreich und 2011 in Genf und Zürich stattfanden.

Der auf die 80 Jahre zugehende Kenny Barron demonstrierte auf einer ganzen Reihe hervorragender Alben als Sideman (Dizzy Gillespie, Stan Getz) sowie zahlreichen eigenen Platten seine Ausnahmestellung in der Hierarchie der Modern-Jazz-Pianisten. Barron zählt zur raren Schar von Interpreten, deren klischeefreie Improvisationen mit außergewöhnlicher Motividichte angereichert sind. Der leider schon im Jahr 2013 verstorbene Mulgrew Miller war einer der interessantesten Pianisten im sich gegen Ende der 1970er-Jahre anbahnenden Neobop. Seine hart swingenden Improvisationen, die dabei gleichzeitig bluesbezogene Feinglasur aufweisen, ergänzen speziell in „I Mean You“ und „Blue Monk“ die Beiträge von Kenny Barron.

Außer den Klassikern von Thelonious Monk griffen die beiden Ausnahmemusiker auf andere bekannte Jazzthemen zurück. Mit „When Lights Are Low“ verneigten sie sich vor dem Swing-Musiker Benny Carter, ihre rasanten Improvisationen treffen die Stimmung von Charlie Parkers „Yardbird Suite“, und mit „Joy Spring“ erinnern sie an den Hardbop-Trompeter Clifford Brown. Doch den Hauptanteil des Programms bilden Standards, zum Beispiel das mit rauschendem Akkordspiel interpretierte atmosphärische „Stars Fell On Alabama“ und das sehnsüchtige „Memories Of You“.

Gerd Filzgen



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★★

Dan Tepfer: Natural Machines; Dan Tepfer (Disklavier CFX piano & programming); Sunnyside / GoodToGo

Da wohl nur Spezialisten das Instrument des 1982 in Paris als Sohn einer Opernsängerin geborenen Pianisten Dan Tepfer bekannt sein dürfte, bedarf es einer technischen Einführung. Mittels eines optischen Sensorsystems ist ein Disklavier in der Lage, 1024 dynamische Nuancierungen von Tasten- und Hammergeschwindigkeiten sowie 256 Abstufungen unterschiedlicher Pedalstellungen aufzuzeichnen und wiederzugeben. Eine von Yamaha entwickelte Technik, die inzwischen auch in Bösendorfer-Flügeln eingesetzt wird und neben der Kontrolle des eigenen Spiels à posteriori auch völlig neue Möglichkeiten pianistischer Klangkunst eröffnet.

Wobei die Option, mit sich selbst vierhändig zu spielen, fast schon trivial zu nennen ist angesichts dessen, was Dan Tepfer auf seinem Disklavier mit flirrendem Überwältigungszauber zum Klingen bringt. Lässt sich der studierte Astrophysiker und am New England Conservatory von Danilo Perez ausgebildete Pianist doch bei seinen elf Takes auf aberwitzige Dialoge mit von ihm programmierten Computer-Algorithmen ein. Die trickreich seinen Input in Realtime in das Disklavier zurückspielen, was in voller Schönheit eigentlich nur zu begreifen ist, wenn man dem in den Liner-Notes genannten Link zu den eindrucksvollen Visualisierungen folgt.

Denn dort leuchten seine „Natural Machines“ erst so richtig auf, weil man unmittelbar miterlebt, was der Amerikaner in freier Improvisation selbst in die Tasten drehselt und was der Computer dazu beisteuert. Das Ergebnis tönt übermenschlich klanggewaltig und doch unglaublich natürlich. Selbst in „Triad-sculpture“, wo der Rechenknecht mit elektronischen Sounds reagiert, während er bei „Fractal Tree“ das Klavier bedient, wozu Tepfer vibrierende Melodica-Lines serviert.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Eliel Lazo u.a.: Cuban Jazz Report; Javier „Caramelo de Cuba“ Masso (p, key), Yasser Pino (b), Raul Pineda (dr), Eliel Lazo (perc, voc); Stunt / In-Akustik

Dieser „Jazz Report“ ist kein trockener Bericht über Jazz aus Kuba, sondern ein brodelndes Feuerwerk aus afrokubanischen Rhythmen und Tänzen, Gesängen in traditioneller Ruf-Antwort-Manier, das Ganze gewürzt mit Jazzharmonien und Improvisationen. Initiator ist der in Dänemark lebende Eliel Lazo, mit allen stilistischen Wassern gewaschener Congaspieler, der schon für Michel Camilo, Chucho Valdés, Herbie Hancock, die Big Bands von Danish Radio und WDR, aber auch für Popstar Kylie Minogue arbeitete. Ab 2014 präsentierte er in Clubs ein Live-Programm „Cuban Nights“ mit aktueller kubanischer Musik.

Die Beteiligten wechselten über die Jahre, doch für das erste Album mit dem Erfolgsprojekt trommelte Lazo die Originalbesetzung wieder zusammen, ein All-Star-Quartett aus gefragten Latin-Musikern in der Instrumentierung Klavier, Bass, Drums, Perkussion.

Für einen Congalero alles andere als selbstverständlich: Die Hälfte der Stücke stammt aus Lazos Feder, angefangen bei „Havana Chant“, dem ein Ruf-Antwort-Wechselgesang einen Rahmen gibt; im Hauptteil sorgen repetitive Chor-Chants und polyrhythmische Patterns mit eingebettetem Klaviersolo für dramatischen Drive. Manche Nummern sind wie veritable „descargas“ (Jam-Sessions), etwa das fast zehnminütige „One Night One Song“ oder „A Cuban Blues“, das bei allem Rufgesang und Rhythmusgebrodel als Blues erkennbar ist, am ehesten in den Klavierparts. Funky wird's in Keyboarder Javier Massos „Nuevo amanecer“, und als einzige Coverversion des Albums unterzieht Lazo einen Bolero der 1960er-Jahre-Gesangsgruppe Los Zafros einer Frischzellenkur („La caminadora“).

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Jim Beard, Jon Herington:

Chunks And Chairknobs; Jim Beard (p), Jon Herington (g); Jazzline / GoodToGo

Beim gerne als „Art Of Duo“ etikettierten musikalischen Dialog führt – trotz der Fülle diesbezüglicher Aufnahmen – die Kombination von Piano und Gitarre ein Schattendasein. Zu den absoluten Klassikern gehört die Begegnung von Bill Evans mit Jim Hall auf ihren Alben „Undercurrent“ (1962) und „Intermodulations“ (1966). Jetzt machen sich zwei Veteranen daran, etwas Ähnliches zu kreieren.

In kreativen Jazz- und Pop-Domänen stößt man immer wieder auf die Namen des Pianisten Jim Beard und den des Gitarristen Jon Herington. Beide sind gefragte Studiomusiker, deren Wege sich sporadisch kreuzten, und die auch gemeinsam Platten realisierten. Als Sideman arbeitete Beard in den Bands von Pat Metheny und Wayne Shorter. Im Fusion-Bereich begleitete Herington die Brecker Brothers und Mike Stern. Mit „Chunk And Chairknobs“ präsentieren die beiden Musiker ihr Piano/Gitarre-Konzept, an dessen Struktur sie lange experimentiert haben, bis sie je nach Thema einen flexiblen Rollentausch zwischen rhythmischer Begleitung und Melodie-Part gefunden hatten. Nach eigenem Bekunden gehören die Evans/Hall-Arbeiten zu ihren „Lieblingsbeispielen für gelungene Klavier-Gitarren-Kombinationen“.

Aber schon in der Auswahl der Stücke schlugen Beard/Herington eine andere Richtung ein. Das demonstrieren sie mit der Bossa-Nova-Nummer „Baubles, Bangles And Beads“. Zunächst werden die heiteren Piano-Motive von dem Gitarristen rhythmisch untermalt, bis er dann ebenfalls solistisch brilliert. In „Hope And Woe“ verbindet Herington mitreißenden Rhythm 'n' Blues mit Modern-Jazz-Phrasen, und den Steely-Dan-Hit „Gauchó“ verwandeln sie vergnügt in eine illustre Instrumentalversion.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

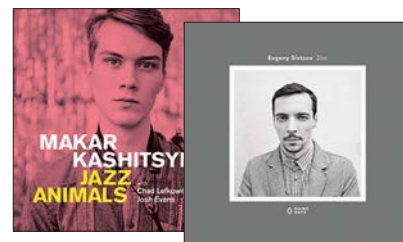
Chris Speed Trio: Respect Your Toughness; Chris Speed (ts), Chris Tordini (b), Dave King (dr); Intakt / HM

Über die „Rising Star“-Bewertung in der amerikanischen Jazzpublikation „Down Beat“ darf man sich ruhig wundern. Erst im Jahr 2005 erhielt Chris Speed diese imagefördernde Auszeichnung. Dabei hatte der aus Seattle, Washington stammende Saxofonist seit seiner Ankunft in der New Yorker Avantgarde-Szene Anfang der 1990er-Jahre in den Bands der Saxofonisten Tim Berne und John Zorn für Aufsehen gesorgt.

Unter den vielen eigenen Projekten, die Speed in der Folgezeit verwirklichte, verschafft die Musik mit seinem aktuellen Trio einen hervorragenden Einstieg in sein Schaffen. Bereits „Platinum On Tap“ – sein vorheriges, mit gleicher Besetzung veröffentlichtes Album – war vielversprechend. Wie gekonnt der Bassist Chris Tordini und der Drummer Dave King die wundersamen, in Speeds Improvisationen steckenden Stories begleiten, erinnert an die Geschlossenheit historischer Saxofon-Trios, zum Beispiel an die von Sonny Rollins und Joe Henderson.

Daran schließt auch diese Platte mit dem bekräftigenden Titel „Respect For Your Toughness“ an. Bis auf „Can This Be Love?“ komponierte Chris Speed sämtliche Titel. Sein behutsamer Tenorsax-Sound und die damit verbundenen epischen Chorusse, die er speziell in diesem Broadway-Hit aus dem Musical „Fine And Dandy“ einsetzt, erinnern daran, wie ausgezeichnet er auch als Klarinetist ist. Die mit diesem Instrument erzielte Flexibilität schwingt auch in seinem Saxofonspiel mit. In der Ausführung von Speeds Eigenkompositionen lässt sich viel entdecken: Wie er sich in „Attention Flaws“ (animiert von Kings Polyrhythmen) in eine packende Improvisation steigert oder in „Transporter“ über Tordinis ruhige Basslinien meditative Chorusse kreierte, definiert erneut Speeds Ausdrucksvielfalt.

Gerd Filtgen



Musik ★★★★★/★★★★★
Klang ★★★★★/★★★★★

Makar Kashitsyn: Jazz Animals;

Makar Kashitsyn (as) u. a.: Gäste: Josh Evans (tr), Hiske Oosterwijk (voc) u. a.

Evgeny Sivtsov: The Zoo; Evgeny Sivtsov (p), Dan Chmielinski (b), Shawn Baltazor (dr); Rainy Days (beide)

Rainy Days Records nennt sich ein junges Label aus Petersburg, das russischen Jazzern eine internationale Plattform bieten will, vorzugsweise in gemeinsamen Aufnahmen mit westlichen Musikern. Der 19-jährige Altsaxofonist Makar Kashitsyn aus Moskau etwa, der mit 15 Jahren Soli von Charlie Parker oder Kenny Garrett transkribierte, ging mit 17 an die Manhattan School of Music, um bei Vince Herring zu studieren.

Für sein erstaunlich reifes Debüt „Jazz Animals“ gewann er eine Rhythmusgruppe aus russischen Top-Musikern, der sich zwei US-amerikanische Bläser (Tenorsaxofon, Trompete) und eine niederländische Vokalistin, die ihre Stimme „instrumental“ einsetzt, als Gäste hinzugesellen. Das bewegt sich eigenständig, mitunter zupackend im Fahrwasser des Modern Jazz, weist aber auch mal in Richtung Fusion, wenn ein „russischer John Scofield“ an der E-Gitarre einsteigt und der Bandleader sein Altsax elektronisch verfremdet.

Der Pianist Evgeny Sivtsov hatte am Moskauer Gnnessin-Institut studiert, bevor er nach New York ging, um sein Profil zu schärfen. Vor seiner Rückkehr, neun Jahre später, nahm er mit amerikanischen Begleitern das Trioalbum „The Zoo“ auf, das eine Palette von Anspielungen, Stilziten und Querverweisen Revue passieren lässt, ohne aber enzyklopädisch zu wirken. In lauter Originals scheinen sich mal Monk und Coleman, mal Waller und Brubeck, mal Schumann und Prokofjew zu begegnen. Mitunter glaubt man zu wissen, wie es weitergeht, doch Sivtsov findet immer einen Dreh, seine Musik einen entscheidenden Tick anders klingen zu lassen als erwartet.

Berthold Klostermann



Musik
★★★
Klang
★★★

Kyle Eastwood: Cinematic; Kyle Eastwood (b), Quentin Collins (tp), Brandon Allen (ts), Andrew McCormack (p), Chris Higginbotham (dr) Jazz Village / harmonia mundi

Beim Monterey (Jazz) Festival, nur ein paar Minuten vom Elternhaus entfernt, fand seine alljährliche Initiation statt. Zurückblickend findet Kyle, nach Pop und Rock (Led Zeppelin ad infinitum) hätten Jazz und Blues seine Liebe zur Musik „zementiert“. Zu seinen Lieblingsplatten zählt „Speak No Evil“ von Wayne Shorter, das war, als Kyle Eastwood den Hard Bop entdeckte. Der heute 51-Jährige, ein profilierter Bandleader, ist einer der Söhne von Clint Eastwood. Kyle sagt, sein Dad habe viele seiner besten Filme mit über 70 gemacht. Sein ältester Spross ist Jahrgang 1968 und griff ihm bei zwei selbst komponierten Soundtracks unter die Arme, spielt Kontrabass und lebt in Paris. Man hört ihn auch jetzt wieder mit seiner kleinen Band in europäischen Clubs, London liebt er besonders.

Zwar wurde es unvermeidlich, dass Eastwood Jr. sich irgendwann klassische Filmhits vorknöpfen würde, doch ragt auf „Cinematic“ eigentlich nur der Trompeter Quentin Collins heraus, der gute Brandon Allen am Tenorsax darf erst zur zweiten Halbzeit glänzen. Es ist hart treibender Clubjazz, dem die Frontlinie der Jazz Messengers (Wayne Shorter, Lee Morgan) aufgepropft wurde. Jazz für Großstadtneurotiker, die ständig ihre Mails checken. „Taxi Driver“ segelt hart am Kitsch, eine Sängerin (Camille Vertault) versucht sich auf Französisch am überlangen „Windmills Of Your Mind“. Hugh Coltmans Vokalkünste in „Gran Torino“ sind auch so lala.

Erst gegen Ende wird es spürbar lockerer, endlich. Worin liegen Sinn und Zweck von „Pink Panther“ oder „Charade“, wenn die Magie der Originale fehlt?

Karl Lippegaus



Musik ★★★★★ / ★★★★★
Klang ★★★★★ / ★★★★★

Jazzrausch Bigband: Still! Still! Still! / Dancing Wittgenstein; Kollektiv + Leonhard Kuhn (comp, electr), Heinrich Wulf (g), Patricia Römer (voc) u. a.; ACT / Edel

Die Münchener „Jazzrausch Bigband“ genießt mittlerweile, obwohl sie live aus Kostengründen (allein die Übernachtungen würden jeden Veranstalter ruinieren) kaum einmal den Weißwurst-Äquator überquert hat, einen Ruf wie Donnerhall. Weshalb „Dancing Wittgenstein“ nun als Reissue die verdiente Breitenwirkung entfalten darf, während das allererste Programm „Sing! Sing! Sing!“ pünktlichst zur Weihnachtszeit seine Tonträger-Premiere erlebt. Heiliger Bimbam, „what a band!“ Denn wie diese aus einem 40-köpfigen Kollektiv schöpfende Big Band hier durch von Leonhard Kuhn grandios arrangierte heimische Christmas-Klassiker swingt, ist ganz großes Kino. Da rieselt leise der Schnee à la Count Basie, singen die Engel Herp-Alpert-selig auf den Feldern, gibt's gar Stan-Kenton-mäßige Gaben, denen Patricia Römer völlig ironiefrei die immergrünen Texte mit fein-duftigem Sopran auflegt. Keine Parodie, sondern ein fabelhaftes Geschenk, das jeden mitreißend in weihnachtlichen Jazzrausch versetzt.

Gefeiert wird aber woanders, nämlich im Münchener Techno-Club „Harry Klein“, wo die „Jazzrausch Bigband“ als House-Kapelle firmiert. Wie sie dort den Dancefloor aufkochen, zeigt ihre beinhart groovende Melange aus Hip-Hop, Techno und Soul auf „Dancing Wittgenstein“ mit der nun hypnotischen Patricia Römer. Handgemacht und mundgeblasen, geht die von Kuhn mit Electronics dekorierte Chose voller packender Details derart tierisch ab, dass man mit dieser Scheibe ultracool jede Party in Trance versetzt. Garantiert nix für eine stille Weihnacht, aber überwältigend perfekt, um der Jugend zu zeigen, was Jazz auch sein kann. Play it loud!

Sven Thielmann



Baptiste Trotignon: You've Changed; Baptiste Trotignon (p); Gäste: Camélia Jordana (voc), Avishai Cohen, Ibrahim Maalouf (tp), Joe Lovano (ts) u. a. O'Keh / Sony

Er zählt zu den führenden Pianisten des französischen Jazz, hat sich auf dem Klassikterrain einen Namen gemacht, Rock und Pop sind ihm nicht fremd. So wurde Baptiste Trotignon 2014 für sein Klavierkonzert „Different Spaces“ bei den „Victoires de la musique classique“ als Komponist des Jahres nominiert, auf Jazzalben wiederum mischt er gern den ein oder anderen Elvis-, Beatles- oder Dylan-Song unters Repertoire. Selbstredend spielt er in den jazzüblichen Kleinformaten (Solo, Trio, Quartett), aber mehr noch reizen ihn projektartige Kooperationen mit ebenbürtigen Co-Leadern (Davis El-Malek, Aldo Romano, Yosvany Terry) oder Duopartnern (Mark Turner, Kate Lindsey, Minino Garay). Da zwei frühere Soloscheiben inzwischen 15 Jahre zurückliegen, kommt er jetzt mit einer Mischung aus Solonummern und Duetten mit wechselnden Partnern.

Von Ersteren sind einige kürzere völlig frei improvisiert, wobei „Speed“ unüberhörbar das Standard „Get Happy“ zitiert und ansonsten seinem Namen alle Ehre macht, „Milonga“ über eine tangoartige Synkope tanzt und „Epilogue“ das Album poetisch ausklingen lässt. Für das Titelstück „You've Changed“, bei dem man für immer unweigerlich an Billie Holiday denken wird, hat Trotignon den Trompeter Avishai Cohen gewonnen, für „I'm A Fool To Want You“ die Popsängerin Camélia Jordana, für „These Foolish Things“ den Tenoristen Joe Lovano – kongeniale Besetzungen für die drei hier enthaltenen Standards. Mit dem Vierteltöner Ibrahim Maalouf ist ein weiterer Trompeter im Boot („Up For It“), während Trotignon solo noch Bach („Sarabande“) und Beatles („Here, There and Everywhere“) streift.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

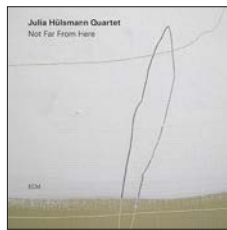
Kinga Glyk: Feelings; Kinga Glyk (b), Paweł Tomaszewski (key), Calvin Rodgers (dr); Gäste: Brett Williams, Bobby Sparks II (kb), Sławek Berny (perc) u. a. Warner

Den Durchbruch brachte ihr ein YouTube-Video, in dem sie Eric Claptons „Tears In Heaven“ solo auf dem Fender-Bass spielte. Da war Kinga Glyk gerade 20 und hatte in ihrem Heimatland Polen schon zwei Alben mit eigenem Trio – und Vati am Drumset – herausgebracht. Das Filmchen war ihr Entrée zu dem Major Label, wo sie jetzt mit ihrem aktuellen Trio und Gästen den zweiten Streich landet. Den Albumtitel „Feelings“ erklärt sie so: „Musik besteht ja vor allem aus Emotionen, deshalb sind sie beim Songwriting so hilfreich“.

Und so sind ihre eigenen Stücke, nach dem Opener „Let's Play Some Funky Groove“, zumeist ruhigere Nummern mit Keyboardflächen, über die der Bass tanzt, und entspannten Grooves, allen voran das zweiteilige „What Is Life“, in dessen Spoken-Word-Intro Kinga sinniert: „Words aren't always able to express our feelings, but music is.“ Ihre Verehrung für E-Bass-Ikone Jaco Pastorius verrät sie jetzt vor allem mit „bassistischen“ Mitteln, wie Slap, Flageolett, Akkorden, „hüpfenden“ Linien. Anders als auf dem Vorgänger „Dream“ spielt sie aber kein Stück von ihm.

Schon die Auswahl der Fremdkompositionen steckt das Terrain Soul, Funk und Jazz ab. Wobei Kingas Funk-Version von Lennie Tristanos „Lennie's Pennies“, das auf den Harmonien von „Pennies From Heaven“ basiert, wohl am meisten überrascht. „Low Blow“ stammt von Funkjazzer Victor Bailey, einem weiteren Basshelden, und „Mercy“ von der britischen Neo-Soul-Sängerin Duffy. Den Reigen ihrer Funk-Idole schließt Kinga mit dem Original „5 Cookies“ – und durchwirkt es mit dem Riff von Rick James' „Super Freak“ (1981), das schon Falco einst für den Refrain von „Der Kommissar“ benutzte.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

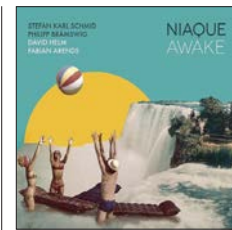
Julia Hülsmann: Not Far From Here; Uli Kempendorff (ts), Julia Hülsmann (p), Marc Muellbauer (b), Heinrich Köbberling (dr); ECM / Universal

Das hat schon Seltenheitswert: Bereits seit rund 17 Jahren arbeitet die Pianistin Julia Hülsmann mit dem gleichen Rhythmus-Team. Trotz dieser langen Zeit ist ihr der Augenkontakt zu den Musikern wichtig. Ein Grund dafür, dass sie je nach Bühnensituation mit dem Rücken zum Publikum spielt. Sie will sehen, wie der Bassist Marc Muellbauer und der Drummer Heinrich Köbberling auf ihre im vielschichtigen musikalischen Kosmos angesiedelten Ausflüge reagieren.

Schon in der Vergangenheit stockte Hülsmann ihr Trio zeitweise zum Quartett auf, beispielsweise mit dem britischen Trompeter und Flügelhornspieler Tom Arthurs („In Full View“, 2013) oder dem Sänger Theo Bleckmann („A Clear Midnight: Kurt Weill And America“, 2015). Für ihr aktuelles Album entschied sich die Pianistin ebenfalls für eine Quartett-Besetzung. Mit dem Engagement des in der Berliner Szene aktiven Tenorsaxofonisten Uli Kempendorff traf sie die richtige Entscheidung.

Bereits das mit ihm im Duo kreierte „The Art Of Failing“ lässt erahnen, wie gut sich dessen flüssige Saxofon-Linien mit Hülsmanns betörenden Piano-Motiven verbinden können und darüber hinaus dem Trio eine weitere attraktive Klangfarbe beschenken. Für das aus 13 Titeln bestehende Album brachte jeder Musiker eigene Kompositionen ein. Das Erstaunliche daran: Sie verweisen nicht zwangsläufig auf die Urheber, sondern bestärken mit ihrer Komplexität die Identität der Gruppe. Das beginnt mit dem bewegten „Le Mistral“ des Bassisten, in dem sich die gestalterischen Improvisationen der Band ebenso beeindruckend entfalten, wie in dem flirrenden „Colibri 65“ des Drummers und dem bildhaften „Not Far From Here“ der Pianistin.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Niaque: Awake; Stefan Karl Schmid (ts, ss), Philipp Brämswig (g), David Helm (b), Fabian Arends (dr) Float Music / Galileo

Fabian Arends wurde 1990 in der Nähe von Oldenburg geboren und unterrichtet seit drei Jahren an der staatlichen Musik- und Kunsthochschule in Stuttgart. 2012/13 trommelte er im Bundesjazzorchester und studierte bei Jonas Burgwinkel an der Musikhochschule Köln. Ohne sich je in den Vordergrund zu spielen, ist sein intelligentes Schlagzeugspiel der Dreh- und Angelpunkt dieses Quartetts, dem Arends den Freiraum öffnet für ihre dicht verwobenen Interaktionen, die sich in der Frontline zwischen Saxofon und Gitarre abspielen. Fast unauffällig begleitet David Helm am Bass, mit dem Arends ein eigenes Quartett hat. Entscheidend geprägt wird der Sound von Niaque auch durch einen John-Scofield-Experten und Schüler von Wayne Krantz, Philipp Brämswig, der in Osnabrück lehrt – ein exzellenter Gitarrist, dessen Sound auf „Awake“ vom Scharfkantigen zum Sanften und wieder zurück changieren kann.

Nach zwei furiosen Auftaktstücken mit origineller Melodieführung und überraschenden Luftsprüngen gleitet die Band in ruhigeres Fahrwasser. Stefan Karl Schmid am Tenorsaxofon, Studium bei Steffen Schorn, lässt seine Soli durch hohe spitze Schreie kulminieren. Mager noch so viel Michael Brecker, vermutlich auch Joe Lovano studiert haben: Wer seinem Diskurs folgt, erlebt einen fesselnden Erzähler. Die vier kennen sich schon seit Jahren, was ein harmonisches Mit- statt Gegeneinander erzeugt, das nicht nur angenehm zu hören, sondern auch spannend ist.

Vielleicht ist dieses zweite Niaque-Album „Awake“ keine sensationelle Neuentdeckung, überzeugt aber durch Offenheit, Know-how und Feeling ohne Pathos. Bei der Fülle an monatlichen Neuerscheinungen aus Deutschland ein absoluter Lichtblick.

Karl Lippegaus